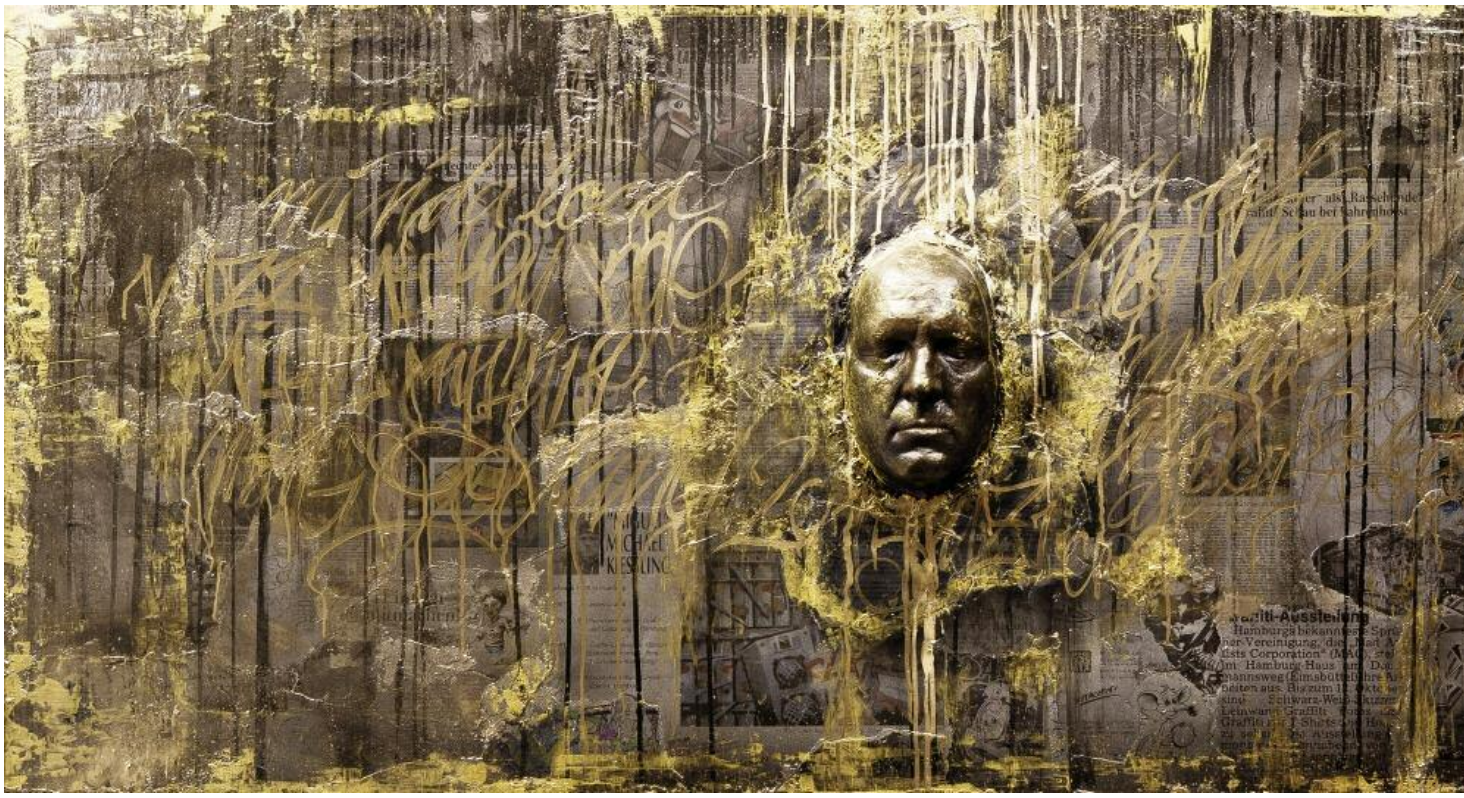

Graffiti-Galerie

Helden der Straße

Für einige sind es Schmierereien, für andere sind sie die subversive Kunst der Straße: Graffiti gehören fast überall zum Stadtbild und werden trotzdem niemals Mainstream sein. Obwohl Szenegrößen wie Banksy urbanen Künstlern zu mehr Seriosität verholfen haben, werden gesprühte Kunstwerke nur selten ernst genommen. Umso trauriger ist es da, dass nun mit der OZM Art Space Gallery in Hamburg einer der wenigen Orte schließt, an denen genau das geschieht. Der Künstler und Musiker Alexander Heimkind schuf im ersten Stock eines Hinterhauses im Schanzenviertel vor zehn Jahren ein dauerhaftes Zuhause für Werke von Künstlern wie dem legendären Oz, der vor zwei Jahren starb, als er beim Sprayen von einer S-Bahn erfasst wurde. Auch ein SPIEGEL-Titel ist zu sehen, eingearbeitet in das Werk „Zeitkapsel“ von Michael Kiessling alias Godling. SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein hatte den Künstler im Jahr 1999 beauftragt, eine Kirche im Hamburger Stadtteil Othmarschen mit einem Jesus-Bild zu besprühen. Der Pastor stand daneben und spendierte eine Kiste Bier. Die derzeitige letzte Ausstellung widmet sich dem in Bielefeld geborenen Graffiti-Helden Darco FBI. Ab dem 25. September, dem zweiten Todestag von Oz, bleibt die Galerie geschlossen. Im Oktober wird das Haus abgerissen. das

Kino

Einmal mit Gefühl

Viele Zuschauer kennen Karoline Herfurth als Schauspielerin aus „Fack Ju Göhte“. Sie hat in ihren Rollen immer etwas warmherzig Melancholisches, das man nur schwer nicht sympathisch finden kann. So ist es auch im Film **SMS für dich,** in dem die 32-Jährige nicht nur die Hauptrolle spielt, sondern erstmals auch Regisseurin und Koautorin ist. Wie es sich für jede gute romantische Komödie gehört, ist der Inhalt nicht übertrieben originell: Eine Berliner Kinderbuchautorin (Herfurth) verliert ihren Verlobten durch einen Autounfall und schickt zwecks Trauerarbeit immer wieder liebevolle Kurznachrichten an dessen alte Handynummer. Die hat inzwischen ein frustrierter Sportjournalist (Friedrich Mücke), der zwar nicht auf die Nachrichten antwortet, sich aber in die Absenderin verliebt. Den Rest werden sich die meisten denken können, wobei sich die Geschichte nicht, wie zu befürchten wäre, in zuckrigem, seelenlosem Kitsch verliert. „SMS für dich“ ist wie die echtere, sympathischere Version einer Komödie von Til Schweiger oder Matthias Schweighöfer. Die hatten in den vergangenen Jahren großen Erfolg mit ihren Filmen über unverbesserliche (Schweiger) oder sensible (Schweighöfer) Machos, die eine Lektion fürs Leben lernen – laut und brachial-komisch, voller überzeichneter Figuren, die es nur im Kino gibt. Bei Herfurth ist alles eine Nummer leiser. Es gibt seltsame Charaktere in dem Film, und auch sie sind überzeichnet, aber sie werden fair behandelt, fast als wären sie echte Menschen. das

WARNER BROS. ENTERTAINMENT

Herfurth in „SMS für dich“

Kiessling-Werk „Zeitkapsel“, 2015, SPIEGEL-Titel 21/1999

OZM GALLERY GODLING © 2015 ZEITKAPSEL

MIGUEL UND HESH

Museen

Reichenzoo

Das Londoner Museum Tate Modern hat Ärger mit den Nachbarn. Seit der Eröffnung der Tate-Erweiterung Switch House fühlen sich Anwohner der benachbarten Luxuswohntürme von Museumsbesuchern begafft. Highlight des Switch House, entworfen vom Schweizer Architekturbüro Herzog & de Meuron, ist eine 360-Grad-Aussichtsplattform im zehnten Stock, die einen spektakulären und kostenlosen Ausblick über die Stadt bietet, was offenbar viele Besucher dazu verführt, mittels Kamera-Zoom in die Appartements zu spähen. Die wohlhabenden Bewohner, die bis zu 19 Millionen Pfund für ihre Wohnungen ausgegeben haben, sind empört und drohen mit Klage. Die Tate Modern verweist darauf, dass die Baupläne für die Plattform immer öffentlich und damit auch den Wohnungskäufern von gegenüber zugänglich waren. Man hat aber mittlerweile Hinweisschilder aufgebaut, die die Besucher um Zurückhaltung bitten. das

Literatur

In den Ruin übersetzt

Die frühen Bücher von Hilary Mantel, als Autorin historischer Romane so souverän wie als Chronistin britischen Lebens der jüngeren Vergangenheit, erscheinen nun auch auf Deutsch – glücklicherweise. Komplett verunglückt ist leider der gerade erschienene zweite Band zum Schicksal der Familien Axon und Sidney, deren Nachbarschaft in einer nordenglischen Stadt zu düsteren Verwicklungen führt: Missratene Kinder, unerwünschte Schwangerschaften, ermüdete Ehen, die Tücken der Sozialarbeit und die Kapriolen psychisch gestörter, aber handlungsfähiger Mitmenschen fügen sich in „Im Vollbesitz des eigenen Wahns“ zu einer spannenden, grimmig komischen Geschichte. In deren wohl unlektorierter Übersetzung aber nicht nur Pointen auf der Strecke bleiben, sondern auch immer wieder die deutsche Sprache und, hin und wieder, der episodische Sinn. Die „beredte Flüssigkeit“ mancher Protagonisten sorgt so für mehr Missvergnügen als Aufmerksamkeit. Wie heißt es so schön im Denglischen: Dinge passieren. es

Hilary Mantel
Im Vollbesitz des eigenen Wahns
Aus dem Englischen von Werner Löcher-Lawrence. DuMont, Köln; 288 Seiten; 23 Euro.

Nils Minkmar Zur Zeit

Wie Lolita!

Ich bin immer betrübt, wenn in der Werbung für ein neues Buch der Vergleich zu Thomas Mann, Robert Musil oder, wenn den Verlagsleuten gar nichts einfällt, J. D. Salinger und Thomas Pynchon gezogen wird. Als Nabokov noch en vogue war, wurden Neuerscheinungen gern in Beziehung zu ihm gesetzt. Auf den Büchern des leider nicht so wirklich talentierten britischen Romanciers Martin Amis wurde beispielsweise gern attestiert, sie seien irgendwie mit denen des Autors von „Lolita“ verwandt. Zutreffend ist, dass Amis mal gesagt hat, er bewundere Nabokov.

Ich selbst bewundere Karl Lagerfeld, steche mir aber dennoch bei jedem Versuch, einen Anzug zu schneidern, in den Finger. Betrüblich ist an dieser Vergleichsmanie nicht so sehr die irreführende Werbung – schließlich wollen auch Klappentextschreiber mal herzhaft lachen –, sondern vielmehr die Unterstellung, der Leser sei allein an Meisterwerken interessiert. Mich beispielsweise langweilen gute Bücher schnell. Die großen Romane des 19. und 20. Jahrhunderts beginnen mit klassischen ersten Sätzen und schnurren dann ihr Programm ab, bis zum zuverlässig erreichten Resultat: Man weiß, ein wenig ermattet, dass man etwas nahezu Perfektes gelesen hat. Könnte keinen Satz streichen. Aber dann vergisst man das meiste wieder.

Schlechte Bücher lesen sich dagegen viel freier. Man steckt sie irgendwo ein, etwa in den Regalen eines Ferienhotels, auf den Tischen vor einem Antiquariat oder aus dem Karton mit dem selbst gemalten „Zu verschenken“-Schild, wenn mal jemand seine Bibliothek aufgelöst hat – und dann beginnt die Entdeckungsreise. Es ist ein Privatvergnügen, eine intime Sache, denn höchstwahrscheinlich hat nicht einmal der Autor selbst das Ding noch mal gelesen. In der zweiten Autobiografie des australischen Komikers Barry Humphries, die ich irgendwo als reduziertes Taschenbuch erworben habe, beschreibt er seine Vierzigerjahre. Eines Tages stirbt ein von allen geliebter Onkel. Darüber wird aber nicht groß gesprochen, wie überhaupt in der damaligen Zeit die wichtigen Fragen intensiv beschwiegen wurden. Bald darauf soll Barry mit seinem Vater eine Glasscheibe transportieren, doch sie fahren über ein Schlagloch, der Wagen wackelt, die Scheibe geht zu Bruch. Daraufhin stellt der Vater das Auto ab, steigt aus und setzt sich an den Straßenrand. Dort heult er wie ein Schlosshund. Der Rest des Buches, der die Karriere des Komikers in London erzählt, ist mir entfallen, aber an diese Szene muss ich oft denken. Auch in der Geschichte gilt, dass uns schlechte Autoren, wie der im 16. Jahrhundert in Colmar tätige Georg Wickram, treffendere Auskunft über ihre Epoche vermitteln als die zeitgleich schreibenden Meisterdichter. Und selbst innerhalb eines Werks gibt es Differenzen der Zugänglichkeit: Nabokovs Interviews sagen mir mehr als sein Roman „Ada“ und Flauberts Briefe mehr als „Salambo“. Vollkommenheit ist nun mal keine dem Menschen gemäße Kategorie und daher auch nur mäßig interessant.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.